

Vorspann

Die Sonne stand fast im Zenit über der Staubpiste, die schnurgerade durch das hügelige Grasland führte, soweit das Auge reichte. Ein Windhauch streifte sanft die Gräser. Unheimliche Stille beherrschte das Land. Ein schwarzer Punkt am Horizont, da wo der Himmel die Erde berührte, kam schnell näher. Er zog eine immense Staubwolke hinter sich her. Der Punkt nahm die Gestalt eines Wagens an, der mit Höchstgeschwindigkeit heranpreschte. In dessen Staubwolke tauchte schemenhaft ein zweiter Wagen auf. Es schien, als würden sie sich ein Rennen liefern.

Der junge Mann im vorderen Wagen fuhr sich mit dem linken Arm über die Stirn und wischte sich die lange, widerspenstige Haarsträhne weg, die ihm immer wieder ins Gesicht fiel. Sein Blick wechselte ständig zwischen der Straße und seinem Verfolger. Er konnte nicht genau einschätzen, wie dicht der fremde Wagen bereits hinter ihm war. In der Staubwolke, die sein Pontiac verursachte, war der andere nur schwer zu erkennen. Er hatte das Gaspedal voll durchgetreten, aber mehr gab der alte Pontiac nicht her.

Dieser Wagen im Rückspiegel war wie aus dem Nichts aufgetaucht und verfolgte den jungen Mann, ohne daraus einen Hehl zu machen. Mit einem dumpfen Schlag rammte der Verfolger das Heck des Pontiac. Der angstvolle Blick des Mannes, der Henry Gelbe Wolke hieß, wandte sich schlagartig nach hinten. Er kannte den Verfolger nicht, wusste nicht, weshalb er es auf ihn abgesehen hatte. Dann sah Henry wieder nach vorn auf die unbefestigte Straße. Wieder war ihm die Haarsträhne ins Gesicht gefallen. Wieder wischte er sie weg und sah in den Rückspiegel. Der Verfolger war schneller, rammte ihn am hinteren Kotflügel.

Henrys Pontiac kam aus der Spur und geriet ins Schleudern. Mit festem Griff am Lenkrad steuerte er dagegen und brachte den Wagen wieder in die Spur. Kalte Angst kroch in ihm hoch, schnürte ihm die Kehle zu, trieb ihm noch mehr Schweiß auf die Stirn. Sein Herz peitschte das Blut durch die Halsschlagadern

und trommelte bis in den Schädel hinein. Warum? Wieso? Er hatte niemandem etwas getan. Aufgeben wollte Henry Gelbe Wolke nicht. Aber er wusste, wenn der alte Wagen seinen Geist aufgab, würde er sterben. Das weite Grasland bot ihm kaum eine Chance auf Deckung. Als der Wagen neben ihm erneut Anlauf nahm, ihn von der Straße zu drängen, riss Henry das Lenkrad herum und fuhr in die Prärie. Der alte Pontiac hinterließ eine schwarze, schmierige Spur. Der Verfolger ließ sich nicht abschütteln. Der Motor des Pontiac drohte auszugehen und kämpfte sich schließlich mit röchelnden Geräuschen weiter vorwärts. „Wenn ich wenigstens eine Waffe bei mir hätte!“ Die Gedanken schossen wirt durch Henrys Kopf und die Angst, die ihn begleitete, wuchs zur Panik, als der Motor seinen Geist ganz aufgab. Der Wagen wurde langsamer und rollte aus. Henry Yellow Cloud, der Lakota, riss noch im gleichen Augenblick die Fahrertür auf und sprang heraus. Er stolperte und fing sich wieder, rannte um sein Leben. Seine Hoffnung war der Graben, ein Riss in der Erde, nur ein paar Meter vor ihm.

Als Henry Gelbe Wolke absprang, spürte er plötzlich die brennenden Schmerzen in seinem Rücken. Er stolperte, überschlug sich und rutschte ein Stück den Hang hinab in den Graben. Dann blieb sein Körper reglos liegen. Die widerspenstige Haarsträhne fiel über sein Gesicht. Ein sanfter Windhauch spielte mit ihr und trieb den Staub über ihn. Seine Augen waren gebrochen.

Cantemasice – Mein Herz ist schwer

Kath Yellow Cloud lag im Indian Hospital, im Behandlungszimmer der Notambulanz, im Ort Pine Ridge. Die Betten waren alle belegt und eine junge, diensthabende Ärztin hatte in dieser Nacht alle Hände voll zu tun. Kath lag noch immer auf der Transportliege. Das schwache Licht von nebenan schien durch die halboffene Tür auf ihr Gesicht. Sie hatte die Augen geschlossen. Die Platzwunde an der linken Augenbraue war frisch geklammert, das Gesicht von Prellungen geschwollen und blau unterlaufen. Die Unterlippe war in der Mitte eingerissen. Nicht weiter schlimm. Kath hatte ihr Leben lang gelernt, Schmerzen zu ertragen und sie hatte nie gejamert. Aber die Schmerzen in ihrem Herzen taten verdammt weh und quälten sie. Es schien, als schliefe sie, doch aus ihren Augenwinkeln rannen leise, wie ein winziger Bach, heiße Tränen. Kath öffnete die Lider einen Spalt, als sie jemand sanft an der Schulter berührte.

Mary Night Killer, Schwester Mary, die stämmig gebaute Lakotafrau, arbeitete schon seit mehr als dreißig Jahren in diesem Hospital. Sie verstand die Menschen hier auch ohne Worte. Mary wusste genau, was in ihrer Freundin Kath vor sich ging. Mary lächelte Kath zuversichtlich aus ihrem runden Gesicht an. Kath lächelte schwach zurück.

„Wie geht es dir, Kath?“

„Es tut weh,“ antwortet sie leise.

Mary nickte. „Er hätte dich fast tot geprügelt.“

Kath schwieg. Sie wollte nicht darüber reden. Mary Night Killer wusste, dass die Frauen, die von ihren betrunkenen Männern verprügelt worden waren, nicht darüber sprechen wollten. Nicht einmal Kath, die ihre Freundin war, seit fast fünfzig Jahren.

„Möchtest du etwas trinken, Kath?“

„Ja“, antwortet sie leise.

Mary ging. Kath schloss die Augen wieder. Sie weinte nicht mehr.

1

Die junge Ärztin war zum Umfallen müde. Es war drei Uhr morgens und endlich war Ruhe eingeleitet. Ihre Augen brannten. Die Luft hier drin erschien ihr stickig und viel zu warm. Sie entschied sich, vor die Tür zu gehen. Die Nachtluft würde gut tun. Alles war besser als die Luft hier drin. Langsam ging sie an der Wand entlang durch den Flur.

„Müde, Maggie?“, fragte eine leise Stimme.

„Ich schlafe schon, Mary. Weck mich bitte nicht auf.“

Die Angesprochene lächelte schwach. „Ich gehe nur einen Augenblick vor die Tür. Bin gleich zurück.“

Schwester Mary nickte. „Kath ist wach. Ich gebe ihr etwas zu trinken.“

„Wie geht es ihr?“

„Sie ist sehr tapfer.“

„Ich sehe gleich nach ihr.“

Die junge Ärztin, die Schwester Mary mit Maggie angesprochen hatte, trat zur Tür hinaus. Die Nachtluft war mild und erweckte ihre müden Sinne. Die Bluejeans gehörte zu ihrer ganz persönlichen Dienstkleidung und die karierte Bluse dazu ließ sie allenfalls als Rancherfrau durchgehen. Den weißen Kittel hatte sie im Behandlungszimmer hängen lassen. Ihr langes, schwarzes Haar fiel im locker geflochtenem Zopf über ihren Rücken. Sie sah zum sternenklaren Himmel hinauf und schien einen Augenblick zu träumen, bevor sie umkehrte. Lautlos ging sie direkt zu Kath.

„Kath?“, sprach sie leise.

Maggie wusste, dass Kath Yellow Cloud nicht schlafen konnte, auch wenn es so aussah. Sie konnte ja selbst kaum Ruhe finden. Sie liebte den Sohn von Kath, Robert Yellow Cloud, und war mit ihm verheiratet. Aber ihr Mann liebte seinen Job in Montana. Maggie verdrängte ihren Schmerz darüber und legte all ihre Liebe in ihre Arbeit. Die Menschen hier, in der Reservation, brauchten sie, hatte Maggie trotzig gesagt, als ihr Mann sie mit nach Montana nehmen wollte. Maggie Yellow Cloud lebte, wenn sie nicht im Hospital oder bei Mary Night Killer blieb, bei Kath,

die sie wie ihre eigene Tochter liebte. Kath war eigentlich ihre Schwiegermutter. Ihren Schwiegervater Harry ging sie lieber aus dem Weg, denn er versuchte nicht erst seit dem Mord an seinem erstgeborenen Sohn seinen Verstand im Alkohol zu ertränken. Henry Yellow Cloud, Maggies Schwager, hatte man gestern Nachmittag mit drei Kugeln im Rücken, gefunden. Er hinterließ nun zwei Waisenkinder, die noch zur Schule gingen und die nun versorgt werden mussten. Außerdem lebte in dem kleinen Haus der Großvater Ian Yellow Cloud. Auch er litt unter dem Verlust. Kath öffnete schließlich die Augen und Maggie lächelte.

„Maggie. Schön, dass du da bist. Wie geht es dir?“, flüsterte Kath.

„Das sollte ich dich fragen. Mir geht es gut. Ich bin nur müde.“

„Mach dir keine Sorgen um mich.“

Maggie atmete tief durch. „Ich bin immer für dich da, Kath. Mir tut es auch weh.“

„Er kann nichts dafür,“ versuchte Kath ihren Mann in Schutz zu nehmen.

„Ich weiß. Die Kinder haben es auch schwer. Wie geht es Großvater Ian?“

„Er hofft auf eine gute Vision. Er hofft auf den Tag, an dem alles gut wird. Die Hoffnung hält uns am Leben.“ Kath lächelte. „Ich will wieder nach Hause.“

„Heute bleibst du noch bei mir. Ich möchte dich mindestens einen ganzen Tag beobachten, damit ich ein Schädel-Hirn-Trauma ausschließen kann. Dann sehen wir weiter. Versuch ein wenig zu schlafen.“

Kath nickte schwach und schloss die Augen.

2

Heiß war es, wie am Tag zuvor, und still ringsum. Ein schwacher Wind strich über das Land, der sanft das trockene Gras wiegte. Vereinzelt Baumgruppen spendeten Schatten. Einige Häuser hatte die Wohlfahrt schon vor Jahren hier aufstellen lassen, die sich in den kaum zu erkennenden Farben noch unterschieden, aber nicht in ihrem Baustil. Unwillkürlich, wie eine handvoll ausgeworfener Samenkörner, hatte man sie aufgestellt. Sie wa-

ren weder hitzetauglich, noch für die Kälte im Winter gewappnet, ganz zu schweigen von der Sturmtauglichkeit. Als vor einigen Jahren ein Wirbelsturm durch dieses Gebiet brauste, hatte er das wenige Hab und Gut mit sich fortgerissen. Vor einem gelben Haus mit kleiner Veranda und drei Stufen zwischen dem Boden und der Tür, saß ein Jugendlicher. Einen Fuß im Staub, den anderen auf der Stufe, hatte er sich über seine Gitarre gebeugt. Die Turnschuhe waren ausgetreten und seine Jeans begann sich an den Nähten zu lösen. Unten, an den Hosenbeinen, gab es keinen Saum mehr. Seine Haare hatte er locker auf dem Rücken zusammengebunden. Eine Haarsträhne war ihm herausgerutscht und hing seitlich vor seinem Gesicht. Es schien ihn nicht zu stören. Überhaupt schien er sich an nichts zu stören. Wie in seiner eigenen Welt, weit weg von hier, war er in sein Gitarrenspiel vertieft. Er zupfte sanft an den Saiten, sodass ein Hauch Wehmut darin lag. Lange tat er das, schon seit Stunden, und genauso lange hatte er kein Wort mehr geredet. Dann schlug er die Saiten kräftiger und wechselte rasch die Akkorde. Es klang wie ein Protest, wie Wut und Anklage. Sein Blick starrte dabei ausdruckslos und leer auf seine Finger und verriet dabei nichts. Eine undurchdringliche Maske. Der Jugendliche schreckte zusammen, als ihn jemand kräftig an der Schulter packte. Ein letzter lauter Klang der Gitarre, dann hielt er inne. Langsam hob er seinen Blick zu dem alten Mann mit den grauen Zöpfen. Tunkasila, Großvater Ian Yellow Cloud, richtete sich auf und setzte sich langsam neben seinen Urnenkel. Lange schwieg er, bevor er langsam sprach: „Micantemasi-celo.“ Der Junge rührte sich nicht.

„Ray, ich weiß, dass du fast ein Mann bist. Du bist stark und dein junges Herz ist genauso schwer wie mein altes.“

Der Junge, der gerade seinen dreizehnten Sommer erlebte, schwieg. Nach einer Weile sprach der Großvater weiter: „Ich habe mit dem Bruder deines Vaters gesprochen. Er wird uns helfen.“

Ray nickte. Da er wieder nichts sprach, sagte der alte Mann schließlich: „Spiel etwas auf deiner Gitarre für mich. Ich höre zu.“ Ian Yellow Cloud lächelte ein wenig und lauschte. Ray spielte mit flinken Fingern, Töne, die klangen wie plätscherndes Was-

ser. Dann setzte Großvater Ian, der der Großvater von Rays Vater war, leise mit seinem Gesang ein. Die Töne flossen ineinander. Die Leidenschaft, mit der der Junge spielte, berührte das Herz des alten Mannes und ließ seine Stimme kräftiger werden. Dann setzte auch Ray mit seiner Stimme ein. Als das Lied ausklang, lächelte Ray den Großvater an. Das erste Mal, seitdem sie Henry Yellow Cloud, seinen Vater, mit drei Kugeln im Rücken gefunden hatten. Ian lächelte zurück.

„Ich will wissen, warum er. Ich will wissen, wer“, sagte Ray leise, mit erschreckend ruhigem Tonfall, der seiner Selbstbeherrschung alles abverlangte.

„Ich will in seine Augen sehen.“

Großvater Ian richtete den Blick auf seinen Urenkel.

„Wenn die Zeit gekommen ist, Ray. Wenn sich unser Blick nicht mehr trübt, um das zu sehen, was wirklich gewesen ist.“

„Dann wünschte ich, mein Blick würde ihn töten.“

Ian atmete hörbar ein und aus. Aus seinem braunen Gesicht, in das sich sechsundsiebzig Jahre lang sowohl Sorgenfalten als auch Lachfalten gegraben hatten, blinzelten zwei zuversichtliche Augen. Er holte eine kleine Pfeife hervor und begann sie zu stopfen.

„Morgen gehen meine Schwester und ich wieder zur Schule. Ist besser so. Es ändert nichts, aber alles wird anders sein als vorher.“

„Eine weise Entscheidung, Ray.“

Der alte Mann entzündete seine Pfeife. Lange zog er daran und schwieg. Auch Ray hüllte sich in Schweigen.

Auf der Straße näherte sich ein Wagen. Eine Staubwolke nach sich ziehend bog er ab und kam direkt auf die beiden zu. Der Polizeijeep stoppte. Ein großer, kräftiger Mann mit Uniform und Igelfrisur, stieg aus und spielte mit dem Schlüssel in der Hand.

„Hallo!“, grüßte er mit kräftiger Stimme.

„Hallo, Richard. Gibt es was Neues?“, fragte Ian.

„Leider nicht. Die Ermittlungen laufen auf Hochtouren. Das FBI - Wichtigtuerei untersucht alles noch einmal. Sie sind ab sofort zuständig. Ich muss mit Harry reden. Ist er da?“

Ian nickte. „Er liegt drinnen und schläft seinen Rausch aus.“

Richard Sounding Side verzog die Mundwinkel und schüttelte

missbilligend den Kopf. „Wenn er so weiter macht, werde ich ihn mitnehmen müssen.“

Ian schwieg. Ray sah demonstrativ in die andere Richtung.

„Der Körper deines Enkelsohnes ist freigegeben“, sagte Richard schließlich und verabschiedete sich. Ian Yellow Cloud verfolgte den Jeep mit seinem Blick, bis die Staubwolke verschwand.

3

Kath wartete geduldig. Sachen, die sie hätte packen müssen, hatte sie nicht bei sich. Maggie, die junge Ärztin, die ihre Platzwunde versorgt hatte, war zufrieden und hatte ihr erlaubt, nach Hause zu gehen. Es war Abend geworden. Jemand würde sie abholen. Sie wusste das, auch wenn sie kein Auto mehr hatten. Schwester Mary kam ständig an ihrem Stuhl vorüber und lächelte jedes mal freundlich. Auch Kath lächelte. Die untergehende Sonne begann bereits die Wolken am Horizont zu färben, als ein Dodge Pickup direkt vor dem Eingang des Hospitals stoppte. Der junge Mann, der mit einem Satz heraussprang, ging hinein und lächelte sofort, als er Kath erblickte. Er trug Jeans, darüber ein olivfarbenes Rangerhemd. Im Gegensatz zu seinen harten Gesichtszügen wirkten seine dunkelbraunen Augen sanftmütig. Das Haar hatte er im Nacken zusammengebunden. Er war schlank und durchtrainiert, als ob er sich regelmäßig in der Wildnis oder zumindest im Fitnessstudio aufhielt. Obwohl man ihm berichtet hatte, was geschehen war, erschrak er tief im Inneren. Er ging direkt auf Kath zu.

„Es ist spät geworden, Mutter, aber ich bin da. Wie geht es dir?“

„Besser als du vielleicht denkst, Robert.“

„Ist Maggie hier?“

„Ja. Du sollst mit ihr sprechen, bevor wir fahren.“

Robert nickte. Langsam ging er den Gang weiter bis zum Behandlungszimmer. Die Tür stand einen Spalt breit offen. Er schob sich hindurch und blieb stehen. Auf der Behandlungsliege lag ein kleiner Junge, vielleicht fünf oder sechs Jahre und krümmte sich unter offensichtlichen Bauchschmerzen. Maggie sprach gerade beruhigend auf ihn und seine Mutter ein, während sie ihm eine

feine Nadel in die Vene schob. Das Medikament zeigte innerhalb kürzester Zeit seine Wirkung. Der Kleine hielt sich tapfer. Maggie strich ihm zärtlich über sein Haar und lächelte.

„Es wird wieder gut. Aber diese Nacht bleibst du hier, mit deiner Mom.“

„Okay“, antwortete der Junge gehorsam.

Maggie räumte die benutzten Utensilien auf. Sie zuckte unwillkürlich zusammen, als sie die reglose Gestalt des Mannes an der Tür wahrnahm. Sie ignorierte ihn, ging weiter zum Mülleimer und wusch sich dann die Hände. Schwester Mary kam herein und nahm die Mutter und den Jungen mit sich.

Robert betrachtete Maggie aufmerksam, als sie endlich allein waren.

„Guten Abend“, grüßte er schließlich.

„Guten Abend“, erwiderte sie. „Du willst sicher Kath abholen.“

„Ja.“

„Gut, dass du gleich gekommen bist.“ Nun lächelte Maggie doch ein wenig. „Willst du einen Kaffee?“

„Ja.“

Robert löste sich vom Türrahmen und ging auf Maggie zu, nahm sie in die Arme und gab ihr einen flüchtigen Kuss. Sie ließ es zu und wandte sich dann zur Kaffeemaschine um.

„Hast du etwas Näheres darüber erfahren, was sich gestern zugefallen hat?“, fragte er.

„Jemand hat versucht, deinen Bruder von der Straße zu drängen und es ist ihm gelungen. Der Wagen ist am Heck und an der Fahrerseite mit dem anderen kollidiert. Er stand abseits der Straße. Ein Schulbusfahrer hat deinen Bruder mit drei Einschüssen im Rücken gefunden. Souding Side von der Stammespolizei ist sofort hinausgefahren.“

Maggie spürte den Brocken im Hals, der sie am Sprechen hinderte. Sie goss den Kaffee ein.

„Ich habe ihm meinen Wagen gegeben, weil er ihn brauchte“, brachte sie mühsam hervor, während sie Robert die Kaffeetasse hinhielt. Er nahm sie und schien nachzudenken.

„Wenn er oder sie den Wagen verfolgt haben, Maggie, dann ...“

Maggie schwieg, während Robert eine Pause machte.

„Dann werde ich auf dich aufpassen müssen“, sprach er ernst.

„Ich kann auf mich allein aufpassen. Das habe ich immer müssen“, sagte sie leise und vermied es, ihn dabei anzusehen.

„Du weißt, dass es sein muss.“

„Ja.“

Sie setzte vorsichtig die Kaffeetasse an und trank einen Schluck.

„Aber es ist schwer.“

„Wir müssen die Dinge so akzeptieren wie sie sind.“

„Nein, Robert! Man muss die Dinge ändern, weil sie nicht zu akzeptieren sind!“

„Du bist mit nichts zufrieden. Nicht mit deiner Arbeit, nicht mit mir und nicht mit dir selbst.“ Robert verzog missmutig die Mundwinkel.

„Wir haben zu wenig Zeit zusammen und in der Zeit, die wir haben, reden wir nur noch über organisatorisches. Wenn ich nachts neben dir liege, wünsche ich mir, dass es wieder so wäre, wie zu der Zeit als wir uns kennengelernt haben. Du hattest die tollsten Einfälle und du hast mich zum Lachen gebracht.“ Noch immer sah Maggie Yellow Cloud ihren Mann nicht direkt an. Robert stellte die Kaffeetasse trotzig neben der Maschine ab und sagte: „Dann sind wir ja einer Meinung, Maggie. Dann wirst du diese Nacht eben nicht neben mir liegen.“

Er wandte sich um und ging zur Tür hinaus. Maggie starrte in ihre Kaffeetasse und drängte die aufsteigenden Tränen zurück.

Es war bereits dunkel geworden, als Robert Yellow Cloud mit Kath nach Hause fuhr. Der Lichtschimmer des zunehmenden Mondes beleuchtete schwach das Land. Meilenweit führte die asphaltierte Straße geradeaus, bevor der Pickup die Interstate 18 zum Shannon County verließ. Robert kämpfte gegen die Müdigkeit. Er hatte das Radio ein wenig lauter gestellt und die Seitenfenster ein Stück geöffnet.

Kath war wach, aber sie schwieg. Ihr war nicht entgangen, dass ihr Sohn mit Maggie gestritten hatte. Seit nunmehr vier Jahren hatten sich die Wege der beiden getrennt. Robert wollte seinen Job als Hubschrauberpilot und Ranger bei der Rocky Mountain Bergwacht nicht aufgeben. Maggie dagegen war Ärztin für ihr Volk. Sie gehörte hierher, hatte sie gesagt. So trennten hunderte

von Meilen ihre Ehe, ihr Leben, ihre Liebe. In der kurzen Zeit, die ihnen füreinander blieb, schienen sie sich immer mehr voneinander zu entfernen. Auch das tat Kath im Herzen weh, aber sie hatte nie darüber geredet. Sie liebte Maggie wie ihre eigene Tochter, aber sie mischte sich nicht in die Ehe der beiden ein. Kath hatte sich damit abgefunden, genauso wie sie sich mit allen Dingen abfand, die nicht zu ändern waren. Dazu gehörte auch der Mord an ihrem Sohn Henry. Sie würde beten.

Eine Vollbremsung schreckte sie plötzlich aus ihren Gedanken. Es polterte und der Pickup kam zum Stehen.

„Verdammt!“, zischte Robert durch die Zähne und stieg aus. Im Schatten des Scheinwerferlichtes kroch er unter den Jeep. Vorsichtig zog er ein erbarmungswürdiges Fellbündel darunter hervor und untersuchte es.

„Wer bist du denn?“, fragte er erstaunt und lächelte, als er festgestellt hatte, dass die schwarz-weiß gefleckte Hündin noch atmete.

„Du hast mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt.“

Robert nahm das benommene Tier auf seine Arme und trug es zur Beifahrertür. Kath öffnete sie.

„Wenn sie wieder zu sich kommt, werde ich sie verhören“, grinste er.

Kath lächelte und nahm sie behutsam auf den Schoß. Als Robert wieder eingestiegen war und starten wollte, sagte sie: „Sie alle?“

Robert sah seiner Mutter erstaunt in die Augen. Aus Kath Lächeln wurde ein Grinsen.

„Du meinst sie ...“

Kath nickte.

„Sie wird bald Welpen bekommen.“

Robert lachte leise und startete den Motor erneut.

Wenig später tauchten die ersten Häuser des Dorfes auf. Mitten in der Nacht kamen sie an. Schon von Weitem sahen sie das Licht in dem gelben Haus brennen.

„Du bleibst im Wagen!“, befahl Robert, während er ausstieg und eilig in Richtung des Hauses ging. Der Lärm, der ihm entgegen schlug, vermischte sich mit der wütenden Stimme seines Vaters. Das halbe Mobiliar war zertrümmert und bedeckte den Boden. In wenigen Sätzen sprang Robert darüber hinweg, um dem Jungen

zur Hilfe zu eilen, auf den sein Vater blindlings einschlug. Roberts Stimme ging im Lärm unter. Noch einmal schrie er seinen Vater an: „Hör auf!“

Harry Yellow Cloud fuhr herum, als ihn jemand hart am Arm packte und versuchte herumzuziehen. Seine Augen funkelten wild und unbeherrscht durch seine zerzausten Haarsträhnen. Brandygeruch schlug Robert entgegen.

„Verschwinde!“, schrie der Mann Robert an, dann packte er wieder den Jungen, der keinen Laut von sich gab.

Robert hatte begriffen, dass es keinen Sinn hatte, mit dem Betrunkenen reden zu wollen. Er packte seinen Vater mit aller Kraft von hinten, zog ihn herum und schlug mit der Faust unter sein Kinn. Harry taumelte zwei Schritte zurück und fluchte laut. Dann versuchte er vergebens, nach seinem Sohn zu schlagen. Doch der Schlag landete im Nichts, bevor Robert ihn endgültig mit einem zweiten Kinnhaken außer Gefecht setzte. Harry ging mit einem dumpfen Geräusch zu Boden und blieb reglos liegen.

„Alles okay mit dir?“, fragte Robert, als sich Ray langsam aus der Zimmerecke aufrappelte. Der Junge nickte nur, zog sein Taschentuch aus der Hosentasche, wischte sich das Blut von der Nase und drückte anschließend das Tuch auf die aufgesprungene Lippe. Robert zog seinen Gürtel aus der Jeans und band seinem Vater damit die Hände fest zusammen. Dann zog er ihn vor die Tür auf die Veranda und lehnte ihn sitzend gegen die Hauswand. Als er den Wohnraum wieder betrat, stand Großvater Ian Yellow Cloud vor ihm und hielt einen Stuhl in der Hand.

„Er hat nur noch drei Beine. Vielleicht kann ich hier irgendwo noch ein Brauchbares finden. Wenn nicht, brauche ich mir keine Sorgen mehr um das Holz für den Winter zu machen.“ Er kicherte leise. „Gut, dass du da bist.“

„Es wurde höchste Zeit. Hallo Großvater.“

Robert sah sich um. „Wo ist deine Schwester, Ray?“, fragte er besorgt.

„Sharon ist seit zwei Tagen bei ihrer Freundin. Sie hatte Angst.“

Robert nickte und griff nach einigen umgeworfenen Möbeln, um wenigstens notdürftig Ordnung zu schaffen, bevor Kath das Haus betrat. Kath war inzwischen aus dem Jeep gestiegen und

hatte die Hündin unter der Veranda in einen Karton gebettet. Sie war zu sich gekommen und winselte leise. Das Lager unter der Veranda schien ihr zu gefallen und sie hatte es dankend angenommen. Kath hatte ihren Mann, der an der Hauswand lehnte und dabei im Schlaf grunzte, nur mit dem Blick gestreift. Kaum merklich schüttelte sie den Kopf, als sie hineinging. Der Stich in ihrem Herzen blieb ihr Geheimnis. Sie verbarg tapfer ihre Gedanken, als sie sich im Haus umsah.

Ray dagegen starrte auf seine zertrümmerte Gitarre. Dann hob er sie auf. Seine Gedanken blieben den anderen nicht verborgen.

„Seit zwei Tagen war er nur noch betrunken. Er lässt die Wut über den Tod seines Sohnes an uns aus“, sagte Ray leise zu seinem Onkel Robert Yellow Cloud. „Ich habe versucht, ihn zu beruhigen, aber es war sinnlos.“

„Das wird sich ändern. Ich bleibe vorläufig hier“, entgegnete Robert. Ray nickte nur, nahm die Überreste seiner Gitarre und verschwand damit nach draußen. Er warf sie zum Müll, sah zu den Sternen und atmete die frische Nachtluft tief ein.

„Gib mir die Kraft, das zu verstehen, Vater“, flüsterte Ray kaum hörbar. Er spürte, dass jemand neben ihn getreten war und beobachtete aus den Augenwinkeln, wie dieser sich eine Zigarette aus der Schachtel zog. Robert zündete sie sich an und nahm einen tiefen Zug. Er schwieg. Irgendwann drehte Ray den Kopf zur Seite und sah zu seinem Onkel. Der schien nachzudenken. Ray richtete seinen Blick wieder nach vorn. Als Robert schließlich seine Zigarette austrat, meinte er nur: „Wir sollten schlafen gehen.“

„Ja.“

Gemeinsam gingen sie hinein.

4

Am nächsten Tag, nach der Schule, stiegen die Geschwister gemeinsam aus dem Schulbus. Ray waren die Spuren der letzten Nacht ins Gesicht geschrieben. Er hatte sich tapfer gehalten und seine Freunde hatten sich mit ihren einfallsreichen Sprüchen zurückgehalten. Sharon ging mit ihrem Bruder nach Hause. Sie wusste, dass ihr Onkel gekommen war, um sie zu beschützen.

Ray lächelte, als er schließlich mit ihr vor der Veranda des Hauses stehen blieb. „Oh, wie niedlich!“, rief Sharon, ließ ihre Schultasche fallen und kroch vorsichtig ein Stück unter die Treppenstufen. Die Hündin knurrte das Mädchen leise an.

„Sie will ihre neugeborenen Babys beschützen“, sagte Ray.

Sharon hielt inne und beobachtete sie.

„Ich habe die Welpen heute Morgen entdeckt, als ich zum Schulbus gehen wollte.“

Sharon wandte sich zu ihrem Bruder um und grinste.

„Und du hast es mir nicht erzählt!“

„Es ist schön, dein Lächeln zu sehen“, sprach eine Stimme von der Veranda her.

„Grandpa!“

Sharon stand auf und ging zu Großvater Ian, der eigentlich ihr Urgroßvater war. Er saß dort, auf einem alten, geflochtenen Schaukelstuhl im Schatten und lächelte. Ian nahm Sharon auf seinen Schoß. Mit ihren elf Jahren ging das gerade noch. Ray hatte Sharons Schultasche aufgehoben und trug sie zum Haus. Als er an den beiden vorbeiging, fragte er: „Wie viele?“

„Fünf habe ich gezählt“, antwortete der alte Mann.

Ray nickte und ging hinein. Kath hing gerade die Vorhänge wieder auf, die letzte Nacht zerrissen am Boden liegen geblieben waren. Sie hatte sie kunstvoll geflickt, sodass man kaum sehen konnte, dass sie gestern noch mutwillig zerrissen worden waren.

„Hallo, Ray. Hast du Hunger?“, fragte sie, ohne von ihrer Arbeit wegzusehen.

„Wie ein ausgewachsener Bär. Ich mach mir ein Sandwich. Wo ist Grandpa Harry?“

„Bei der Stammespolizei. Sie haben Fragen, viele Fragen.“

Ray öffnete die Kühlschrankschranktür und nahm sich eine Flasche Wasser heraus. Fast die Hälfte trank er gierig in einem Zug aus. Dann belegte er sich mehrere Toastbrotsscheiben mit einigen klebrigen Käsescheiben. Es war jeden Tag dasselbe. Der Toast klebte beim Kauen am Gaumen fest und machte nicht wirklich satt. So hungrig, wie Ray in seinem Wachstumsschub war, hätte er ein ganzes Brot allein vertilgen können. Er nahm seine Käsesandwiches mit hinaus und setzte sich, wie immer, auf die Treppenstufen

vor dem Haus. Ein Bein auf der untersten Stufe und das andere auf dem staubigen Boden. Während er kaute, beobachtete er das Haus gegenüber, das etwa eine halbe Meile entfernt zwischen einzelnen, schattenspendenden Bäumen stand.

Sharon war gerade auf dem Weg dorthin. Ihre Freundin Lory wohnte dort drüben, mit ihren Eltern und ihren fünf Geschwistern. Sharon und Lory waren beide elf, gingen in eine Klasse und waren unzertrennlich. Ray würgte den letzten Bissen hinunter. Seine Freunde aus der Schule wohnten zu weit entfernt, um sich nach der Schule zu treffen. Nicht mal einen funktionierenden Wagen besaßen sie mehr. Rays Blick streifte über die zwei alten Wagen neben dem Haus, die seinem Vater gehörten. Nicht ohne Grund hatte sich sein Vater Maggies Wagen ausleihen müssen. Auch den gab es nun nicht mehr.

„Was denkst du?“, hörte er die leise Stimme Großvater Ians hinter sich, der noch immer auf seinem Stuhl saß.

„Mir ist langweilig.“

„Hast du heute keine Schularbeiten mehr zu tun?“

Ray drehte sich zu ihm um und grinste.

„Cleverer machen das in der Schule.“

Ian grinste ebenfalls und schüttelte den Kopf.

„Warte. Ich habe etwas für dich.“

Der alte Mann stand auf und verschwand im Haus. Kurz darauf kam er mit einer kleinen Handtrommel zurück. Damit setzte er sich zu seinem Urenkel und sagte:

„Es ist zwar keine Gitarre, aber du kannst auch Takte damit schlagen, so wie dein Herz es will.“

Ray sah ihn eher skeptisch an.

„Probiere es einfach“, nickte Ian auffordernd.

Schließlich nahm Ray die Trommel in die Hände, betrachtete sie genauer und begann sie zu schlagen. Ian trommelte den Takt auf seinem Bein mit und nickte zufrieden.

„Das ist wie der Herzschlag. Kannst du ihn hören? Kannst du ihn fühlen?“

Ray fühlte sein Herz kräftig in seiner Brust schlagen und mit jedem Schlag schlug er die Trommel kräftiger und schneller, bis sie dem Rhythmus seines Herzens folgte.

„Vergiss es, Kenneth! Es ist zwecklos“, lachte Maggie amüsiert, als sie dem jungen Mann, der auf der Untersuchungsloge saß, den Verband am Handgelenk fixierte. Der beobachtete lächelnd jeden ihrer Handgriffe.

„Gib es zu, dass du mich noch immer liebst, Maggie.“

„Bilde dir bloß nichts ein.“ Sie schüttelte den Kopf und zog sich die Handschuhe aus.

„Es ist nicht gut, wenn eine so junge, schöne Frau zu lange allein ist.“

„Ich bin nicht allein.“

„Du weißt, was ich meine.“

„Warum suchst du dir keine neue Frau. Damit wäre dein Problem gelöst.“

Kenneth griff nach ihrem Handgelenk. „Ich will dich, Maggie!“

„Du wirst es wohl nie überwinden, dass ich Roberts Frau geworden bin.“

„Er hat dich allein gelassen. Er ist nicht hier. Ich bin hier.“

Der junge Mann sah Maggie eindringlich in die Augen.

„Er ist hier!“ Maggie zog ihre Hand zurück.

„Und er wird wieder gehen, wie immer.“

Kenneth stand auf.

„Du wirst jetzt auch gehen. In drei Tagen sehen wir uns zum Verbandwechsel. Schönen Abend. Bye“, sagte sie sachlich.

„Bye, Maggie“, antwortete Kenneth eine Spur zu mürrisch und verließ das Behandlungszimmer.

Maggie sah ihm nach. Kenneth Calling Tree war gefährlich. Er hatte schöne Augen, geschwungene Wimpern und unwiderstehliche Grübchen umspielten seinen Mund, wenn er lächelte. Sie hatte sich schon in der Highschool in ihn verliebt. Alle Mädchen hatten das und es war ihm nicht verborgen geblieben. Lächelnd schüttelte sie bei diesen Gedanken den Kopf. Robert dagegen hatte nur sie geliebt. Damals. Sie ging hinaus. Auf dem Gang begegnete ihr Mary Night Killer. „Das Aspirin geht zu Ende, Maggie. Spritzen, Desinfektion und Verbandstoffe auch. Insulin habe ich

noch gefunden. Aber es wird eng.“

Mary sah die junge Ärztin besorgt an.

„Das verstehe ich nicht. Es war ausreichend bestellt. Ich kümmerge mich darum“, beruhigte Maggie Schwester Mary schließlich.

Mary nickte und ging weiter. Leise, beinahe lautlos, öffnete Maggie eine der Türen, die zu einem Patientenzimmer gehörte. Die Kinder in den sechs Betten schienen fest zu schlafen. Sie lächelte. Gerade als sie die Tür ebenso leise schließen wollte, vernahm sie eine leise Stimme: „Maggie?“

Sie hielt inne. „Ja, Ferris.“

„Ich habe auf dich gewartet.“

Maggie schloss die Tür hinter sich und kam zu dem Bett des kleinen Jungen. Sie setzte sich zu ihm auf die Decke.

„Was gibt es?“

„Ich habe Angst, mich selbst zu stechen, aber ich habe beschlossen, dass ich es noch einmal versuchen will“, antwortete der Junge leise.

„Gut so. Wenn deine Blutzuckerwerte in den nächsten Tagen in Ordnung sind, darfst du auch wieder nach Hause.“

„Wann kommst du wieder?“

„In drei Tagen. Aber Mary ist hier.“

„Ich werde auf dich warten, Doktor Maggie.“

„Ich weiß, dass du tapfer bist, Ferris, mehr als du glaubst. Und nun schlaf gut. Auch das ist wichtig, um deinen Blutzuckerspiegel nicht unnötig durcheinander zu bringen.“

Der Junge mit dem nussbraunen, runden Gesicht, das unter der hellgrünen Bettdecke hervorlugte, grinste und kniff die Augen zu. Maggie strich sanft über sein Haar. So leise, wie sie gekommen war, schlich sie sich wieder hinaus. Es war wahrhaftig zu warm in den Zimmern, um schlafen zu können. Maggie atmete dennoch tief durch und ging den Flur entlang zum Büro.

6

Zur selben Zeit wirbelte der Pickup den Staub auf, dessen nachfolgende Wolke sich langsam im Nichts aufzulösen schien. Robert war auf dem Weg zum Hospital, um Maggie abzuholen.

Er nahm nicht den direkten Weg. Schließlich drosselte er die Geschwindigkeit, fuhr außergewöhnlich langsam weiter und stoppte am Straßenrand. Robert stieg aus und sah sich um. Langsam ging er zu Fuß weiter und suchte den Boden ab. Hier hatten sie Maggies Wagen also gefunden, genau wie etwa sechzig Fuß weiter seinen drei Jahre älteren Bruder Henry Yellow Cloud. Henry war Lehrer in der Oglala Highschool gewesen. Die Kids mochten ihn und unter den Kollegen hatte er viele Freunde. Feinde? Kaum. Aber wer konnte das schon mit Sicherheit von sich behaupten. Nach langer Suche fand Robert schließlich etwas im Staub, zwischen den Steinen, nahm es in die Hand und betrachtete es aufmerksam. Dann steckte er das kleine Ding in die Hosentasche. Sein Blick fiel auf eine dünne Ölspur. Weit von seinem Wagen entfernt folgte er dieser, bis die Spur schließlich abrupt in einer Lache endete. Das Ende. Henry hatte keine Chance gehabt. Robert ging langsam weiter. Dann hockte er sich nieder und berührte die Erde mit den Fingerspitzen. Er hatte die Stelle gefunden, die er finden wollte, auch wenn sie ihm keinerlei Aufschlüsse bot. Weit und breit war er allein hier draußen. Ein schwacher Windhauch spielte mit seinem Haar. Er presste die Lippen aufeinander. Dann stand er auf und ging mit ausgreifenden Schritten geradewegs zu seinem Truck zurück.

7

Maggie hatte ihren Kittel längst an den Haken gehängt und war gerade dabei, ihre Sachen zu packen. Es wurde bereits dämmerig, aber das Licht brauchte sie noch nicht einzuschalten. Sie hatte die Listen der Medikamentenbestellung mit den Lieferscheinen verglichen und zurück in die Ablage geschoben. Kaum merklich schüttelte sie gedankenversunken den Kopf. Es war alles, wie immer, korrekt. Das irritierte Maggie allerdings und warf noch mehr Fragen auf. Sie schrak plötzlich zusammen, als sie meinte, jemand würde sie beobachten. Blitzartig richtete sie den Blick zum Fenster. Nur ein Schatten war vorbeigehuscht. Noch immer sah sie zum Fenster, als sie ihre Tasche schloss. Aber da war nichts. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich sehe schon Geister.“

Langsam beruhigte sich auch ihr rasender Herzschlag. Bevor sie das Zimmer verließ, warf sie einen letzten Blick zum Fenster. In dem Augenblick öffnete jemand rasch die Tür. Maggie blieb wie angewurzelt stehen und starrte auf den Eintretenden: Doktor Burton Kinley, der Chefarzt der Notaufnahme des Hospitals. Er lächelte.

„Oh! Habe ich sie erschreckt, Maggie? Tut mir leid. Ich dachte, Sie sind schon längst zu Hause.“

„Schon okay. Ich wollte gerade gehen.“

„Gibt es noch irgend etwas?“

„Es fehlen schon wieder Medikamente und Verbandstoffe. Ich habe die Listen mehrmals mit den Lieferscheinen überprüft. Seltsamerweise ist alles korrekt.“

„Ich kümmere mich darum. Sonst nichts?“

„Nein. Alles in Ordnung.“

„Na dann ... schönen Abend und kommen Sie gut nach Hause.“

„Danke. Ich wünsche Ihnen einen guten Dienst. Bye, Doktor Kinley.“ Mit eiligen Schritten verließ die Ärztin das Hospital. Sie trug ihre Tasche über der Schulter und hielt Ausschau nach ihrem Mann. Maggie ging langsamer, verschränkte die Arme und ließ ihren Blick umherschweifen. „Er wird sich einen Spaß daraus machen, dass ich ihn suche und er mich schon längst gesehen hat“, dachte sie und lächelte. Dann berührte sie jemand sanft am Arm und die leise Stimme hinter ihr sprach freundlich: „Suchst du jemanden, der dich nach Hause fährt, Maggie?“

Die Stimme gehörte nicht zu Robert. Maggie wandte sich um und sah in zwei schwarze Augen in einem lächelnden Gesicht.

„Kenneth!“, fuhr sie ihn unwirsch an.

„Ich bin da. Ich habe es dir gesagt.“

„Ich habe dich nicht darum gebeten.“

„Komm, ich bringe dich sicher nach Hause.“

„Nein! Danke für dein Angebot.“

Kenneth verzog ein wenig höhnisch die Mundwinkel, als er fragte: „Willst du die zweiundzwanzig Meilen laufen?“

„Und wenn. Mach dir keine Sorgen um mich. Ich komme schon nach Hause.“

„Es wird gleich Nacht.“

Maggie lächelte. „Ich weiß, Kenneth.“

„Hast du Angst mit mir zu fahren?“

„Gibt es einen Grund dafür?“

„Nein.“

Der schlanke, hochgewachsene Lakota mit dem langem Haar lachte amüsiert. „Komm schon!“

Er fasste sie am Oberarm und wollte sie mit sich führen.

„Nein, Kenneth! Gib dir keine Mühe.“

Maggie entzog sich mit diesen Worten seinem Griff.

„Du wartest auf ihn.“ Es war eine Feststellung, keine Frage. Deshalb antwortete Maggie auch nicht. Sie ließ ihn stehen und ging langsam an den parkenden Wagen entlang. Robert hatte gesagt, dass er kommen würde und in ihrer Beziehung hatte sich Maggie immer auf Robert verlassen können. Manchmal hatte er auf sie warten müssen und heute würde sie eben auf ihn warten müssen. So war das.

Sie spürte, dass Kenneth ihr folgte. Er gab einfach nicht auf. Die Dämmerung ging in die Nacht über, und Maggie musste sich eingestehen, dass ein leichter Schauer von Angst in ihr aufstieg. Ihr Herz ging schneller und sie fühlte sich unwohl. Dann spürte sie Kenneth dicht hinter sich. Er drückte sie mit sanfter Gewalt an einen der Wagen. Maggie fuhr herum.

„Lass das“, sagte sie leise.

Kenneth lächelte, stützte seine Hände an das Wagendach und blickte Maggie tief in die Augen. „Manchmal muss man jemanden zwingen, wenn ...“

Er war ihr so nahe, dass sie seinen Atem spürte und ihr Herz trommelte, ohne dass sie es beeinflussen konnte.

Maggie drehte den Kopf zur Seite, als seine Lippen ihre berühren wollten. Kenneth lachte dunkel, vielleicht auch ein bisschen lockend, und auf jeden Fall zu aufdringlich. Maggie ließ mit aller Kraft ihr Knie zwischen seine Beine schnellen. Doch im selben Augenblick hatte er ihr Bein mit seinen Schenkeln eingeklemmt und hielt es fest.

„Steig in den Wagen, Maggie!“, zischte er.

„Hältst du dich für so unwiderstehlich?“

Kenneth öffnete die Wagentür, ohne Maggie aus seinen Fängen zu lassen.

„Sag’s mir!“

„Es gab Zeiten, da habe ich das geglaubt.“

„Steig ein“, sagte er kühl.

„Dann lass mich los, du Idiot“, fauchte Maggie ihn an.

Er ließ tatsächlich los. Maggie dachte nicht daran, das zu tun, was er verlangte und wehrte sich mit allen Kräften. Sie versuchte, sich an ihm vorbeizudrängen und stieß ihm einen Ellbogen in die Rippen. Kenneth packte härter zu und drückte sie nun mit Gewalt in den Wagen. Panik stieg ihn Maggie hoch, als es ihr nicht gelang, sich aus dem Griff zu befreien. Dann wurde sie plötzlich losgelassen. Jemand hatte Kenneth von hinten gepackt und riss ihn von ihr weg.

Kenneth sah gerade noch die Faust auf sich zufliegen, bevor er den Namen aussprechen konnte. Dann stöhnte er leise unter dem harten Schlag, spürte, wie er nach hinten flog. Er fing sich, doch der Mann schlug erbarmungslos ein weiteres Mal zu. Es war Robert Yellow Cloud, der blind vor Wut auf Kenneth einschlug. Blut spritzte und doch war alles merkwürdig still.

„Lass die Finger von meiner Frau, Kenneth!“, zischte Robert schließlich mit leiser Stimme.

Kenneth blieb am Boden liegen. Ihm war schwarz vor Augen. Wie automatisch tastete er mit der Hand zu Kinn, Mund und Nase. Von irgendwoher sickerte warmes Blut. Während Kenneth sich mühsam aufrappelte, hörte er einen Truck starten und davonfahren.

8

„Alles okay, Maggie?“

„Ja.“

Sie atmete tief durch und verschränkte die Arme.

Robert ging nicht weiter auf das Geschehene ein. Es war klar, was geschehen war und dass er rechtzeitig an Ort und Stelle gewesen war.

„Ich war an der Stelle, wo es passiert ist“, murmelte er.

„Hast du irgendetwas gefunden?“

„Deutliche Spuren. Er ist nicht weit gekommen. Dein Wagen hatte eine Ölspur hinterlassen. Hast du gewusst, dass er Öl verliert?“

„Nein, Robert. Ich hätte es ihm sonst gesagt.“

„Ich bin dieser Spur gefolgt. Sie endete in einer Lache. Dort war der Motor festgefahren und er kam nicht weiter. Er ist aus dem Wagen gesprungen und wollte zu einem Graben. Nur etwa sechzig Fuß von ihm. Sein Blut klebte noch an den Steinen.“

Robert machte eine Pause. Er schien zu überlegen. Maggie schwieg.

„Ich habe mir deinen Wagen mal genauer angesehen. Der Pontiac war zwar ziemlich alt, aber der Motor war okay.“

„Was soll das bedeuten, Robert?“

„Dass es möglicherweise jemand auf dich abgesehen hatte.“ Robert sah vielsagend zu ihr hin.

Maggie blieb gefasst, nahm die Vermutung einfach hin.

„Dann war dein Bruder nur zur falschen Zeit am falschen Ort. Aber war der Killer blind, als er schoss? Man kann doch mich nicht mit deinem Bruder verwechseln?“

„Er trug Jeans, ein rotkariertes Hemd und sein Haar war genauso lang wie deins. Von weiter Entfernung und in Eile, nicht erwischt zu werden ... Entweder handelte er im Auftrag oder es war ein Weißer. Die können uns oft nicht auseinander halten.“

Maggie sah Robert nun doch besorgt in die Augen, aber sie schwieg. Robert sprach weiter.

„Ich bleibe. Ich habe meinen Bruder verloren. Ich will nicht auch noch meine Frau verlieren.“

Er sah auf die Straße, die von den Scheinwerfern des RAM ausgeleuchtet wurde.

„Hast du eine Ahnung, weshalb jemand daran interessiert sein könnte, dich aus dem Weg zu räumen?“

Maggie schluckte.

„Nein“, antwortete sie leise.

Nach einer Weile des Schweigens fragte Robert weiter: „Was war das mit Kenneth?“

„Er wollte mich nach Hause fahren.“

„Es sah mir eher nach was anderem aus.“

„Eifersüchtig?“

„Ja“, antwortete er knapp.

„Du hast dich lange nicht mehr geprügelt wegen einer Frau.“

Maggies Lächeln ging in ein spitzbübisches Grinsen über.

Robert lachte ohne Freude. „Nicht wegen einer Frau, sondern wegen meiner Frau. Vielleicht wurde es höchste Zeit.“

Kurze Zeit darauf bog Robert zum Haus ab. Er stoppte genau vor den Stufen zum Eingang. Sie stiegen aus und drückten leise die Türen zu. Maggie blieb sofort wie angewurzelt stehen und horchte auf, als sie das drohende, leise Knurren unter der Verandatreppe vernahm. Robert tauchte neben ihr auf und sprach leise: „Das ist kein Killer, Maggie. Nur eine Hündin, die ihre Neugeborenen beschützen will.“

„Seit wann haben wir Hunde?“

„Seit gestern Nacht. Sie war mir unter den Truck gelaufen. Ich habe ihr Asyl gewährt bis sie den Schrecken überwunden hat. Heute Morgen waren plötzlich noch fünf kleine Fellbündel da.“

Robert legte den Arm um Maggie und ging mit ihr die drei Stufen hinauf. Vor der Tür blieb Maggie plötzlich stehen und hielt seine Hand zurück, damit er sie nicht öffnete.

„Was ist?“, fragte er leise.

Maggie antwortete ihm nicht. Sie tastete mit den Fingerspitzen über sein Gesicht. Dann gab sie ihm einen Kuss. Leise öffnete Robert schließlich die Tür. Im Wohnzimmer, das auch gleichzeitig die Küche war, schlief Großvater Ian auf der Couch. Gleich daneben waren die beiden Kinder eingezogen und eine Tür weiter befand sich das Zimmer von Kath und Harry, wenn er überhaupt nach Hause kam. Das letzte Zimmer, den schmalen Gang entlang und neben dem Bad gehörte Robert und Maggie. Überall standen Kartons mit den Habseligkeiten der Familienangehörigen und Robert und Maggie hangelten sich auf ihrem Weg ins Zimmer an ihnen entlang. „Pass auf!“, zischte Robert wie ein Schuljunge, der auf frischer Tat ertappt wird, als Maggie gegen eine Kiste stieß. Beide kicherten und verschwanden schließlich in ihrem Zimmer, in dem nur ein Doppelbett stand. Alle anderen Möbel waren fest

eingebaut und gehörten zur Standardausstattung dieser Fertighäuser. Selbst die Lampen und Vorhänge, die irgendwann vor zwanzig oder dreißig Jahren mal modern gewesen sein mochten.

9

Die Morgensonne schickte bereits ihre Strahlen über das Reservationsland. Die Vögel begrüßten den neuen Tag mit ihrem Gezitscher. Die Morgenluft streichelte sanft das Gras. Zaghafst streckte ein Prähierhund den Kopf aus seinem Bau heraus und beobachtete aufmerksam die Gegend. Es war ruhig. Er witterte keine Gefahr und verließ rasch seinen Bau. Mit seinen flinken Beinen huschte er davon. Eine kleine Sonnenblume schien sich, kaum merklich, aufzurichten und wandte ihre leuchtend gelbe Blüte der aufsteigenden Sonne entgegen. Es dauerte nicht lange und ein leise summendes Insekt hatte sich zu ihr gesellt. Die Menschen im gelben Haus schliefen noch. Der Schatten, der die Veranda bis eben noch beherrscht hatte, wich langsam dem Sonnenlicht. Die Strahlen drangen schräg, zwischen den Stufen der Verandatreppe hindurch, zu der schwarzen Hündin. Ihre hungrigen Babys tasteten gerade nach den Zitzen. Die Hündin half den blinden, hilflosen Bündeln und säugte sie. Kurze Zeit später schienen sie satt zu sein und schliefen erschöpft wieder ein, während sie von ihrer Mutter geleckt wurden. Die Hündin hielt plötzlich inne und lauschte. Ein fremdes Motorengeräusch erregte ihre Aufmerksamkeit. Vor dem gelben Haus parkte ein fremder Wagen, aus dem ein ebenso fremder Mann ausstieg und geradewegs zur Treppe steuerte. Er trug Jeans, eine schwarze Kapuzenjacke und ein schwarzes Baseballcap. Als er mit dem Fuß auf die erste Stufe trat, vernahm er ein drohendes Knurren. Er hielt kurz inne und ging weiter, als nichts weiter geschah. Im gleichen Augenblick sprang das Tier mit einem Satz auf die Veranda, sodass der Mann zusammenschrak. Die schwarze Hündin stand vor ihm und fletschte die Zähne.

„Ist ja schon gut.“

Der Fremde blieb respektvoll stehen und rührte sich nicht.

„Verflucht“, zischte er.

Langsam griff er zur Sonnenbrille und nahm sie ab. Noch einmal versuchte er seinen Fuß zu bewegen. Die Hündin sprang mit einem Satz auf ihn zu, noch immer zähnefletschend wie ein Wolf, knurrte drohend und schnappte nach dem Fuß des Eindringlings. Der Mann schrie sie an, während er seine Dienstpistole zog. Plötzlich riss jemand die Tür des gelben Hauses auf.

„Aus!“, rief Robert hart, ohne zu wissen, ob sie darauf reagieren würde.

Die Hündin hielt zumindest inne. Der Fremde ließ erleichtert die Waffe sinken.

„Verflucht! Sind Sie Yellow Cloud?“

„Ja.“

„Thorney, FBI. Tun Sie Ihren Hund weg!“

Robert blickte auf die Hündin. Leise sagte er: „Wasté.“ Sie setzte sich abwartend neben seine Füße.

„Ich muss mit Ihnen reden.“

Robert nickte. „Okay.“

Thorney schielte misstrauisch zu dem Tier.

„Gehen wir lieber zum Wagen“, meinte er.

Robert verzog ein wenig spöttisch die Mundwinkel. Dann folgte er dem jungen Mann. Die Hündin kroch zurück unter die Veranda zu ihren Welpen und beobachtete die Männer aufmerksam. Thorney lehnte sich lässig gegen seinen Wagen und bot Yellow Cloud eine seiner Zigaretten an. Der lehnte ab und verschränkte die Arme. Thorney steckte die Schachtel wieder zurück, ohne sich zu bedienen.

„Der Ermordete war Ihr Bruder?“, begann er.

„Ja.“

„Hatte jemand einen Grund dazu?“

„Weiß ich nicht.“

„Was könnte das Motiv gewesen sein?“

Robert hob die Schultern. „Keine Ahnung.“

„Weshalb war Henry Yellow Cloud mit dem Auto Ihrer Frau unterwegs?“

„Weil seins kaputt war. Sie hat es ihm geliehen.“

„Wohin wollte er damit?“

„Vermutlich nach Hause.“

„Wusste er, dass der Wagen Öl verlor?“

„Nein.“

„Sie?“

„Nein.“

„Sie sind Ranger und kennen sich im Spurenlesen sehr gut aus. Was haben Sie gestern Abend da draußen gefunden?“

„Nichts.“

„Sicher?“

Robert antwortete nicht.

„Sie verschweigen mir etwas!“

„Nein.“

„Hat Ihre Frau sich sehr um Ihren Bruder Henry gekümmert, ich meine, mehr als Ihnen lieb war?“

„Nein.“

„Sie sind sich da sicher?“

„Ja.“

„Besitzen Sie ein Gewehr?“

„Ein Jagdgewehr. Ist in Montana geblieben.“

„Es gab keine Fußspuren da draußen, keine Patronenhülsen. Das ist merkwürdig. Finden Sie nicht?“

Robert überlegte. Dann fragte er: „Waren Sie nicht selbst da draußen?“

„Natürlich!“

Thorney schien etwas ungehalten über diese Frage.

„Ich will Ihnen was sagen, Yellow Cloud: Sie haben was gefunden! Waren Sie dort, um Ihre Spuren zu verwischen?“

„Zwei Tage später?“

Robert konnte den Hohn in seiner Frage nicht verbergen. Was dachte sich dieser Wasicu Grünschnabel?

„Sie sind auf der falschen Spur, Thorney.“

„Dann zeigen Sie sich kooperativer.“

„Sagen Sie mir, was Sie gesehen haben. Sie waren vor mir da.“

Thorney holte tief Luft. Es passte ihm nicht, dass ihn der Indianer fragte. Er war ihm verdächtig und er suchte nach den passenden Worten, ihm klar zu machen, dass ihn das nichts angehe.

„Sie wissen es ... ich meine die Reifenspuren am Straßenrand. Er muss also aus dem Wagen herausgefeuert haben und ein ziem-

lich guter Schütze gewesen sein.“

„Mit einem einfachen Jagdgewehr, wie hier allgemein üblich, kaum möglich.“

„Wollen Sie damit behaupten, dass es ein Weißer gewesen ist?“

„Nein. Ich habe nur festgestellt, dass die Waffe nicht hierher passt, nicht, wer damit geschossen hat.“

„Sie halten sich wohl für sehr clever, Yellow Cloud? Woher wollen Sie wissen, was das für eine Waffe war?“

Der Ermittler wurde sichtlich ungehalten.

„Vom Geist.“

Thorney schnaufte.

„Jetzt fangen Sie nicht mit solchen Spinnereien an! Von welchem Geist?“

„Von dem Geist, der in meinem Kopf wohnt.“

„Fuck you!“

„Das hätten Sie wohl gerne.“

Robert vermied es zu grinsen und starrte auf seine Füße.

Thorney löste sich von seinem Wagen und griff nach der Fahrertür. Grußlos stieg er ein und knallte die Tür zu.